

SCHEMA UND BILD

KANT, HEIDEGGER UND DAS VERHÄLTNISS VON REPRÄSENTATION UND ABSTRAKTION

Thomas Khurana

Ein Schema, so dürfte eine mögliche Bestimmung lauten, stellt uns etwas vor, indem es uns wesentliche Züge eines Gegenstands vor Augen führt und zugleich von anderen Zügen desselben absehen lässt. Es stellt uns etwa die Umriss eines Gegenstandes vor und lässt uns davon absehen, welche inneren Merkmale das Umrissene (oder auch der Umriss selbst) dabei hat. Das Schema kann dabei einen gewissen appellativen Charakter entfalten: Das im Schema Indizierte weiter auszuführen, indem man die schematische Skizze dazu nutzt, einen entsprechenden Gegenstand herzustellen, konkret vorzustellen oder nach bestimmten Objekten zu suchen, die dem schematisch Indizierten entsprechen. Das Schema selbst jedoch fungiert als Vorstellung oder Anlass zur Bildung einer Vorstellung nur, indem es zunächst auf gewisse Weise von etwas absieht oder uns von etwas absehen lässt.

Ein Schema ‚repräsentiert‘ also dadurch, dass es zugleich ‚abstrahiert‘. Wenn das näherungsweise richtig ist, dann wäre das Schema eine Form der Darstellung, in der Repräsentation und Abstraktion einander nicht entgegengesetzt sind, sondern einander wechselseitig bedingen und durchdringen. Um dieses innere Bedingungsverhältnis nicht allein als Merkmal einer bestimmten Sorte von Darstellungen, sondern als Grundzug unseres Vor- und Darstellens näher zu untersuchen, wende ich mich im Folgenden einem ebenso prominenten wie umstrittenen Begriff des Schemas zu: dem Begriff des Schemas, den Kant in der *Kritik der reinen Vernunft*¹ entwickelt hat und den Martin Heidegger in seiner Kant-Lektüre auf eine besondere Weise pointiert hat.² Das Schema, um das es Kant geht, liegt nicht in Form einer äußeren Skizze vor, sondern bestimmt ein inneres Strukturmoment unserer repräsentationalen Erkenntnis: Das Schema vermittelt bei Kant zwischen Anschauung und Begriff und expliziert die Weise, wie es Begriffen gelingt, Anschauung zu artikulieren, und wie die Anschauung der begrifflichen Bestimmung sich darbietet, obwohl Anschauung und Begriff zunächst gänzlich ungleichartig zu sein scheinen.

Es ist Gegenstand bereits lange anhaltender philosophischer Diskussionen, ob das Schematismus-Kapitel – insbesondere vor dem Hintergrund der B-Deduktion – tatsächlich eine entscheidende Funktion für den Argumentationsgang der *Kritik der reinen Vernunft* besitzt, und

* Penultimate draft; please cite the published version available at: <https://meiner.de/kant-heidegger-und-das-verhaltnis-von-representation-und-abstraktion.html>

¹ Siehe Immanuel Kant: *Kritik der reinen Vernunft* [1781/1787], Werkausgabe Bd. III/IV, hg. v. Wilhelm Weischedel, Frankfurt/M. 1974 [im folgenden *KrV*].

² Vgl. Martin Heidegger: *Kant und das Problem der Metaphysik*, Frankfurt/M. 1991 [im folgenden *K*].

wenn ja, wie man dabei die Leistung des Schematismus genauer zu verstehen hat.³ Dieser kantinternen Diskussion will ich an dieser Stelle nicht nachgehen. Vielmehr will ich eine produktive Aufnahme des Schematismus nachzeichnen, die besonders erhellend ist für die Frage nach dem Verhältnis von Abstraktion und Repräsentation: Heideggers Deutung des Schemas, die die Immanenz des Schemas im Schematisierten und die besondere Nähe von Schema und Bild hervorhebt, die bei Kant selbst eher in Frage gestellt scheint. Diese Nähe von Schema und Bild ist entscheidend, um das innere Spannungsverhältnis von Repräsentation und Abstraktion zu begreifen, das sich in diesem Begriff ausgetragen findet und einen Grundzug unseres Erkennens und Darstellens ausmacht. In diesem Sinne wird es mir im Folgenden im Anschluss an Kant und Heidegger um eine basale Schematizität des Vor- und Darstellens gehen. Diese Untersuchung geschieht hier zugleich im Blick auf besondere ästhetische Darstellungsstrategien, die für die Gegenwartskunst eine besondere Bedeutung besitzen und die sich dadurch auszeichnen, dass sie die Schematizität unseres Darstellens besonders exponieren und reflektieren.

Ich werde (I) zunächst nachzeichnen, an welcher Stelle der Begriff des Schemas bei Kant ins Spiel kommt, und einige Probleme benennen, die Kants Argumentation aufwirft. Im zweiten Schritt (II) werde ich darlegen, wie Heidegger Kants Schemabegriff näher deutet, zeigen, inwiefern diese Deutung als Antwort auf die benannten Probleme zu verstehen ist, und einige Konsequenzen herausstellen, die diese Darstellung für das in jedem Vollzug des Vorstellens implizierte Abstraktionsmoment besitzt. Ich werde (III) abschließend anhand von drei künstlerischen Arbeiten andeuten, wie sich die Schematizität unseres Vorstellens in Bildern remarkiert findet.

I. Kant: Das Schema als vermittelnde Vorstellung

Die Diskussion des Schemas bei Kant bezieht sich, wie schon erwähnt, zunächst nicht auf Verfahren äußerer Darstellung, sondern auf ein wesentliches Moment in Innern der menschlichen Erkenntnis, deren Struktur Kant in der *Kritik der reinen Vernunft* zu bestimmen versucht. Das Verfahren, in dem er die Struktur der Vernunft zu erhellen sucht, ist bekanntlich das einer transzendentalen Befragung: Kant fragt nach den Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis und entfaltet Schritt für Schritt jene Vermögen und Leistungen, die von einem gelingenden Akt der menschlichen Erkenntnis notwendigerweise präsupponiert werden. Kant

³ Vgl. nur exemplarisch: Ernst Robert Curtius: *Das Schematismus-Kapitel in der Kritik der reinen Vernunft – Eine philologische Untersuchung*, in: *Kant-Studien* 19 (1914), 338-366; W. H. Walsh: *Schematism*, in: *Kant-Studien* 49 (1957/58), 95-106; Eva Schaper: *Kant's Schematism Reconsidered*, in: *The Review of Metaphysics* 18 (1964), 267-292; Wolfgang Detel: *Zur Funktion des Schematismuskapitels in Kants Kritik der reinen Vernunft*, in: *Kant-Studien* 69 (1978), 17-45; Paul Guyer: *Kant and the Claims of Knowledge*, Cambridge 1987, 157-182; Peter Baumanns: *Grundlagen und Funktion des transzendentalen Schematismus bei Kant*, in: H. Busche & G. Heffernan & D. Lohmar (Hg.), *Bewußtsein und Zeitlichkeit*, Würzburg 1990, 23-59; Michael Pendlebury: *Making Sense of Kant's Schematism*, in: *Philosophy and Phenomenological Research*, 55 (1995), 777-797; Henry B. Allison: *Kant's Transcendental Idealism*, New Haven 2004 (revised and enlarged edition), 202-228.

analysiert also die Voraussetzungsstruktur unserer Erkenntnisvollzüge. Das bedeutet – und nur darum verweise ich an dieser Stelle auf diesen bekannten Tatbestand –, dass auch die Analyse des Schematismus so verstanden werden muss: Sie ergibt sich nicht aus einer direkten empirischen Untersuchung der Teilprozesse oder Infrastrukturen unserer Erkenntnis (im Sinne einer psychologischen oder phänomenalen Analyse), sondern aus einer Behandlung der logischen Bedingungsstruktur von Erkenntnis.⁴ Wenn unser empirisches Erkennen die Form begrifflich artikulierter Anschauung hat, dann gehört zu den Bedingungen der Möglichkeit der Synthesis dieser empirischen Erkenntnis ein Prozess der Schematisierung.

Unser Erkennen wird von Kant dabei ganz grundlegend an die Form des Vorstellens gebunden: Im Kapitel über die Ideen bestimmt Kant „Vorstellung überhaupt (repraesentatio)“⁵ als die allgemeine Gattung des von ihm Untersuchten.⁶ Kants Theorie des Schematismus betrifft also grundlegend gesprochen Bedingungen der Möglichkeit der Synthese von Vorstellungen bestimmter Art. Schemata bedingen die Synthesis dieser Vorstellungen, insofern sie „vermittelnde Vorstellungen“ darstellen, die es ermöglichen, die beiden von Kant ausgemachten Quellen der Erkenntnis – Sinnlichkeit und Verstand, Anschauung und Begriff – trotz ihrer Ungleichartigkeit aufeinander zu beziehen. Sie nehmen mithin eine bedeutende Scharnierfunktion in der Hervorbringung geistigen Gehalts ein.

Kant geht in der Kritik der reinen Vernunft so vor, dass er zunächst in der transzendentalen Ästhetik die grundlegenden Formen der Anschauung – Raum und Zeit – expliziert, um dann in einem zweiten Zug in der transzendentalen Logik die grundlegenden Formen des Denkens zu bestimmen. Im Ausgang von der Urteilsstruktur gewinnt er zwölf Kategorien, die er reine Verstandesbegriffe nennt. Diese reinen Verstandesbegriffe sind nun für sich betrachtet völlig leer und ohne allen Inhalt⁷. Um wirklich als Formen der Synthesis fungieren zu können, müssen sie sich auf einen Stoff beziehen, der ihnen nur durch die Sinnlichkeit gegeben ist. Die Frage, die sich nun stellen kann, wenn man die Quellen der Erkenntnis zunächst völlig unabhängig voneinander entwickelt, wie Kant dies tut, lautet: Was gewährleistet, dass Sinnlichkeit und Verstand, Anschauung und Begriff derart in Beziehung treten können, dass die Anschauungen nicht ohne Begriff, das heißt „blind“, und die Begriffe nicht ohne Anschauung, das heißt „leer“,

⁴ Genauer gesagt ist das Schematismuskapitel Teil der *transzendentalen* Logik, das heißt: einer Bestimmung von Logik, die unter Voraussetzung des Anschauungsbezugs unseres Erkennens formuliert wird.

⁵ KrV, A320/B366.

⁶ Es geht Kant dabei insbesondere um die Unterklasse der objektiven Perzeptionen, das heißt der Vorstellungen mit Bewusstsein, die sich auf einen objektiven Gegenstand beziehen: „Hier ist eine Stufenleiter derselben [i.e. der Vorstellungsarten, TK]. Die Gattung ist *Vorstellung* überhaupt (repraesentatio). Unter ihr steht die Vorstellung mit Bewußtsein (perceptio). Eine *Perception*, die sich lediglich auf das Subjekt, als die Modifikation seines Zustands bezieht, ist *Empfindung* (sensatio), eine objektive Perception ist *Erkenntnis* (cognitio). Diese ist entweder *Anschauung* oder *Begriff* (intuitus vel conceptus). Jene bezieht sich unmittelbar auf den Gegenstand und ist einzeln, dieser mittelbar, vermittelt eines Merkmals, was mehreren Dingen gemein sein kann. Der Begriff ist entweder ein *empirischer* oder *reiner Begriff*, und der reine Begriff, sofern er lediglich im Verstande seinen Ursprung hat (nicht im reinen Bilde der Sinnlichkeit) heißt Notio. Ein Begriff aus Notionen, der die Möglichkeit der Erfahrung übersteigt, ist die *Idee*“ (KrV, A320/B366f.).

⁷ KrV, A76f./B102.

bleiben müssen⁸. Auf diese Frage antwortet nun in der *Kritik der reinen Vernunft* nicht nur die transzendente Deduktion, die zeigt, ‚dass‘ die Einheit der empirischen Anschauung keine andere sei, als diejenige, die die Kategorie „dem Mannigfaltigen einer gegebenen Anschauung überhaupt vorschreibt“, sondern auch das Schematismuskapitel, das zeigt, ‚wie‘ die Kategorien nun im Einzelnen auf Erscheinung angewendet werden.⁹

Die Ebene, auf der der Begriff des Schemas in Anschlag gebracht wird, ist zunächst nicht das Verhältnis von empirischem Begriff und empirischer Anschauung – für das ich mich im Anschluss an Heidegger weiter unten hauptsächlich interessieren werde –, sondern das Verhältnis von „sinnlicher Anschauung“ und „reinen Verstandesbegriffen“¹⁰. Mit Blick auf diese stellt Kant zunächst das Problem des Schematismus als das der Subsumtion dar: als das Problem, wie eine sinnliche Erscheinung unter eine reine Kategorie gebracht werden kann. Wenn etwas unter einen Begriff subsumiert werden soll, so muss es grundsätzlich zwischen dem Subsumierten und dem Subsumierenden eine Gleichartigkeit geben. Es ist aber nun nicht unmittelbar zu sehen, welche Gleichartigkeit zwischen den reinen Verstandesbegriffen und den sinnlichen Anschauungen überhaupt bestehen soll, da die reinen Verstandesbegriffe ja nie in einer sinnlichen Anschauung als solche anzutreffen sind. Um diese fehlende Gleichartigkeit zu überbrücken, braucht es nun, so die erste Formulierung der Lösungsidee des Schematismuskapitels, ein „Drittes“, eine „vermittelnde Vorstellung“, die als Scharnier fungieren kann, insofern sie auf gewisse Weise beiden Seiten gleichartig ist: das reine Schema, das einerseits allgemeine, andererseits sinnliche Gestalt besitzt und insofern, wie Kant sagt, in sich zur einen Seite intellektuell, zur anderen sinnlich ist. Sofern das Schema allgemein ist und auf einer Regel a priori beruht, ist das Schema der Kategorie gleichartig¹¹; sofern das Schema aber im Medium des Sinnlichen artikuliert ist, ist es der Erscheinung gleichartig¹². Konkret stellt sich Kant die reinen Schemata, die den reinen Verstandesbegriffen korrespondieren, als formale und allgemeine sinnliche Gestalten, genauer: als reine ‚Zeitgestalten‘ vor. Wenn man etwa die Kategorie der Substanz nimmt, so ist diese als reiner Verstandesbegriff nur formal als das Zugrundeliegende definiert, dem anderes inhärieren kann.

⁸ KrV, A51/B75.

⁹ KrV, B144; vgl. hierzu auch KrV A79/B104. Das genaue Verhältnis von transzendentaler Deduktion und Schematismus ist, wie bereits erwähnt, ein umstrittenes Problem, dass ich hier nicht eingehender behandeln will. Wichtig für die folgenden Erörterungen ist zunächst nur, dass die Ausführungen des Schematismuskapitels angesichts der Deduktion nicht einfach überflüssig werden. Kant deutet an, dass dies nicht der Fall sein kann, insofern beide Kapitel unterschiedliche, wenn auch komplementäre Absichten verfolgen: Während die Deduktion zu verdeutlichen hat, ‚dass‘ die Kategorien von Seiten des Verstandes „die Gründe der Möglichkeit aller Erfahrung überhaupt enthalten“, betrifft das Hauptstück vom transzendentalen Gebrauch der Urteilskraft (einschließlich des Schematismus), die Frage, ‚wie‘ die Kategorien „die Erfahrung möglich machen und welche Grundsätze [...] sie in ihrer Anwendung auf Erscheinungen an die Hand geben“ (KrV, B167).

¹⁰ KrV, A137/B176. Eine alternative Problemformulierung aus dem Schematismuskapitel ist: „Anwendung der Kategorie auf Erscheinung“ (KrV, A137/B176). Kant führt hier überdies aus, dass sich das Problem, auf das das Schematismuskapitel antwortet, nur für die reinen Begriffe in dieser Weise stellt und im Falle empirischer Begriffe keine eigene Erörterung verlangt (KrV, A138/B177). Dass dies allerdings vor dem Hintergrund von Kants eigenen Ausführungen wenig überzeugend erscheint, hat Robert Pippin herausgearbeitet: siehe Robert Pippin: *Kant's Theory of Form – An Essay on the Critique of Pure Reason*, New Haven & London 1982, 144ff.

¹¹ KrV, A138f./B177f.

¹² KrV, A139/B178.

Dieser Kategorie entspricht nun Kants Analyse zufolge als ein reines sinnliches Schema die Vorstellung der zeitlichen Beharrung. Wenn man die Kategorie der Subsistenz so in eine Zeitgestalt, also in eine reine sinnliche Form des Beharrenden, übersetzt, dann kann deutlich werden, wie eine konkrete Erscheinung – etwas zeitlich Beharrendes – mittelst des Schemas unter die Kategorie subsumiert werden kann. Kant zufolge entspricht dabei nicht nur der Substanz ein zeitliches Schema, sondern alle reinen Verstandesbegriffe können in allgemeinen Zeitgestalten („transzendentalen Zeitbestimmungen“) schematisiert werden.¹³

Wenn Kant das Problem des Schemas nun nur auf dieser Ebene von reinen Verstandesbegriffen und transzendentalen Zeitbestimmungen verhandeln würde, dann wäre das ein in der Tat äußerst interessantes Theoriestück, das jedoch ganz an das Programm seiner Transzendentalphilosophie gebunden wäre, die reine Begriffe auszuweisen versucht, von denen gilt, dass sie einerseits nur im Sinnlichen Anwendung haben können, aber andererseits nie als solche in einer sinnlichen Anschauung anzutreffen sind. Nun mag man Zweifel an diesem philosophischen Programm haben und mithin auch die Notwendigkeit einer Diskussion von transzendentalen Schemata in Frage stellen. Die Problematik des Schematismus würde dadurch allerdings nicht einfach verschwinden, da in Kants Erörterungen deutlich wird, dass nicht nur Kategorien und Erscheinung der Vermittlung der Schemata bedürfen, sondern auch rein sinnliche, mathematische Begriffe (wie der eines Triangels¹⁴ oder einer Zahl) sowie empirisch sinnliche Begriffe (wie der eines Hundes) auf diese Problematik verwiesen sind. Auch die Schemata dieser empirischen oder mathematischen Begriffe werden zunächst durch eine Zwischenstellung bestimmt: sie sind einerseits allgemein, wie der jeweilige Begriff, andererseits sinnlich, wie die einzelne Erscheinung. Hinsichtlich des Begriffes scheinen sie mithin die Versinnlichung seiner Allgemeinheit zu leisten und mithin die Anwendung des Begriffs auf konkrete Erscheinung zu regeln. Im Falle der transzendentalen Schemata war die Versinnlichung so verstanden worden, dass diese die Kategorien in bestimmte formale Gestalten der Zeit übersetzt. In Anlehnung an eine Stelle, in der die Zeit als „reines Bild“¹⁵ bestimmt wird, könnte man sagen: die transzendentalen Schemata fungierten als „reine Bilder“. Im Falle empirischer Begriffe ist in ähnlicher Weise davon die Rede, dass der Begriff – etwa der eines Hundes – es ermöglicht, dass die Einbildungskraft die ‚Gestalt‘ eines hundeartigen Tiers ‚allgemein verzeichnet‘, ohne auf eine einzige besondere Gestalt beschränkt zu sein. Das Schema erschiene also hier als eine ‚allgemein

¹³ Den Kategorien der Quantität entsprechen Schemata der Zeitreihe (das Schema der Größe ist die Zahl). Den Kategorien der Qualität korrespondieren solche des Zeitinhalts (Realität erscheint als erfüllte Zeit; Negation erscheint als leere Zeit, wobei zwischen Realität und Negation ein Kontinuum angenommen wird). Die Kategorien der Relation korrespondieren den Schemata der Zeitordnung (Subsistenz/Inhärenz zeigt sich im Schema von zeitlichem Beharren und zeitlichem Wechsel; Ursache/Wirkung im Schema der Sukzession; Gemeinschaft im Schema des Zugleichseins). Die Kategorien der Modalität schließlich zeigen sich in Zeitinbegriffen (das Schema der Möglichkeit ist die Vorstellung eines Dinges zu irgendeiner Zeit; die Wirklichkeit wird anschaulich als Dasein zu bestimmter Zeit; das Schema der Notwendigkeit ist das Dasein eines Gegenstandes zu aller Zeit) – vgl. KrV, A142ff./B182ff.

¹⁴ Vgl. zu dieser Schlüsselfigur Arno Schubach: *Von den Gründen des Triangels bei Kant*, in: *Der Grund – Das Feld des Sichtbaren*, hg. von G. Boehm & M. Burioni, München 2012, 361-389.

¹⁵ KrV, A142/B182.

verzeichnete Gestalt‘, als ein besonderer Typ von ‚allgemeinem Bild‘.¹⁶ Mit dieser Auffassung, dass das Schema eine Art skizzenhaftes oder allgemeines Bild des Begriffs wäre, stimmt auch die Redeweise Kants zusammen, die Schemata seien ‚Produkte der Einbildungskraft‘.

Kant sagt nun aber explizit, dass wir das Schema vom Bild unterscheiden müssen. Im Falle des Schemas zielt die Synthesis der Einbildungskraft nicht auf eine einzelne Anschauung und mithin nicht auf ein Bild einer besonderen Gestalt, sondern auf eine andere Form der Einheit, die sich eher durch eine Regel oder ein Verfahren vorstellen lässt, als durch ein Bild. In diesem Sinne hebt Kant dann hervor, dass das Schema letztlich nicht mit einem Bild (im Sinne der einzelnen konkreten Anschauung) zu identifizieren ist als vielmehr mit einer „Methode“ oder einem „Verfahren“, einem Begriff sein Bild zu verschaffen.¹⁷ Die Konstellation stellt sich also so dar, dass wir auf der einen Seite einen Begriff haben – das heißt eine Regel der Synthesis – und auf der anderen Seite ein Bild (eine konkrete Anschauung eines einzelnen Dings) und als vermittelnde Instanz ein Schema, das ein Verfahren darstellt, einen Begriff in ein Bild zu übersetzen oder ein Bild einem Begriff zu subsumieren.

Aber auch diese Formulierung – das Schema sei kein Bild, sondern eine Methode oder ein Verfahren – kann je nachdem, wie man diesen Titel einer ‚Methode‘ oder eines ‚Verfahrens‘ versteht, ein Problem aufwerfen. Eine naheliegende Möglichkeit, den Verfahrenscharakter zu verstehen, besteht darin, das Schema als ‚Regel‘ zu verstehen. Kant tut dies tatsächlich und ausdrücklich, wenn er das Schema der Einbildungskraft an einer Stelle „als eine Regel der Bestimmung unserer Anschauung“¹⁸ versteht. Das Problem dieser Formulierung wird deutlich, wenn man sich vor Augen führt, was die Begriffe sind, nach denen die Anschauung mittels der Schemata hier bestimmt werden soll: sie sind in Kants üblicher Bestimmung selbst nichts anderes als eben dies: Regeln der Bestimmung der Anschauung.¹⁹ Daraus kann man nun entweder schließen, dass sich die Schemata hier als ein „surplusage of distinction“ (Green),²⁰ als redundante Instanz erweisen und die Schemata über die Kant spricht eigentlich nichts anderes als die Begriffe selbst sind²¹; oder aber man versucht die Schemata als Anwendungsregeln für die

¹⁶ KrV, A141/B180.

¹⁷ Genau betrachtet, sagt Kant allerdings nicht, das Schema sei ein Verfahren oder eine Methode, sondern *die Vorstellung von* einer Methode oder einem Verfahren (KrV, A140/B179). Das Schema ‚ist‘ also nicht einfach eine Regel, als Schema wird die Regel zugleich ‚vorgestellt‘ und – das ist entscheidend – anschaulich gegenwärtig. Genau in diesem Sinne bestimmt Schelling das Schema als „Anschauung einer Regel“: „Das Schema [...] ist nicht eine von allen Seiten bestimmte Vorstellung, sondern nur Anschauung einer Regel, nach welcher ein bestimmter Gegenstand hervorgebracht werden kann“ (F. W. J. Schelling: *System des transzendentalen Idealismus*, hg. v. H. D. Brandt und P. Müller, Hamburg 2000, 283). Ich komme im Weiteren auf diese Komplikation zurück.

¹⁸ KrV, A141/B180.

¹⁹ Ein Umstand der die Differenz von Begriff und Anschauung – nicht nur im Fall reiner Verstandesbegriffe, sondern auch der empirischen Begriffe – erst richtig virulent macht, liegt gerade darin, dass Begriffe bei Kant nicht als Typen oder Ideen vorgestellt werden, sondern als Funktionen oder Regeln, um Anschauungen zu bestimmen. Begriffe stellen Regeln dar, die die synthetische Aktivität des Verstandes leiten. In Kants Worten ist ein Begriff eine „Funktion“ und mithin „die Einheit der Handlung, verschiedene Vorstellungen unter einer gemeinschaftlichen zu ordnen“ (KrV, A68/B93).

²⁰ Vgl. Curtius: *Schematismus-Kapitel*, 338.

²¹ Gegen die nicht selten vertretene Lesart, im Falle empirischer Begriffe fielen Begriff und Schema eigentlich zusammen, spricht jedoch die Tatsache, dass Kant selbst explizit unterstreicht, dass ein Gegenstand der Erfahrung

begrifflichen Regeln zu deuten. Dieses Modell, auf das man insbesondere mit Blick auf die empirischen Kategorien leicht kommen kann, führt aber in einen seit Wittgenstein berühmten und von Kant selbst an einer Stelle ganz in der Nähe des Schematismus-Kapitels entwickelten Regress²²: Wenn eine Regel zu ihrer Anwendung eine weitere Regel braucht, dann stellt sich für die Anwendung dieser Anwendungsregel potentiell das selbe Problem. Versteht man also das Schema als Anwendungsregel, dann scheint die Forderung nach einem Schema für die Anwendung des Schemas unausweichlich. Kant schlägt mit Blick auf das Problem der Anwendung an der erwähnten Stelle vor dem Schematismus-Kapitel vor, dass diese nicht durch weitere Regeln, sondern nur durch ein bestimmtes Vermögen – das der Urteilskraft – bewältigt werden könnte – ein Vermögen, das nicht durch Regeln belehrt, sondern nur geübt sein will, wie er sagt: ein Vermögen, das sich an Beispielen und wirklichen Geschäften ausrichtet, wie Kant unterstreicht.²³

Wenn wir das Argument, das Kant mit Blick auf das Verhältnis von Logik und Urteilskraft entwickelt, auf die Bestimmung des Schemas übertragen, dann können wir folgern, dass es problematisch erscheinen muss, Schemata als Anwendungsregeln für die Anwendung der Begriffe zu fassen. Es ist nicht recht zu verstehen, wie die Schemata ihre Funktion erfüllen sollen, wenn sie letztlich dieselbe Form besitzen wie die Begriffe: wenn sie also lediglich Regeln für die Anwendung der Regeln der Begriffe wären. Es mag richtig sein, dass die Schemata nicht mit den allgemein verzeichneten Gestalten und erst recht nicht mit den konkreten Bildern, auf die sie bezogen sind, zusammenfallen, sondern ein ‚Verfahren‘ oder eine ‚Methode‘ darstellen. Sie können darin aber nicht einfach den Charakter von Verstandesregeln haben, sondern müssen vielmehr so verstanden werden, dass sie Urteils- und Einbildungskraft vollziehen. Schemata sind keine zusätzlichen Regeln, sondern ‚Verfahren‘ im Sinne einer ‚Vollzugsweise von Anwendung‘, die sich durch ‚Beispiele‘ und ‚wirkliche Geschäfte‘ übt.

Wenn man die Schemata gegen die Begriffe und die Bilder verselbständigt, und zwischen ihnen lokalisiert, ergibt sich gemäß der Scharnierposition fast automatisch das Problem, dass sie dazu tendieren, entweder zur Seite des Begriffes und also der Regel oder zur Seite der Anschauung und also des Bildes zu kippen. Beides aber bleibt unzulänglich, nicht nur die Identifikation des Schemas mit einem Bild, die Kant explizit zurückweist, auch die Assimilation an eine Verstandesregel. Die Form der Synthesis, die das Schema vollzieht, resultiert in einer ‚bildhaften‘

„noch viel weniger“ den empirischen Begriff erreicht als ein rein sinnlicher Gegenstand seinen Begriff und dass sich Gegenstände der Erfahrung nur auf das Schema „unmittelbar“ beziehen (vgl. KrV A141/B180).

²² Vgl. KrV, A132/B171ff.

²³ Kant hebt dabei einschränkend hervor, dass es nur für die allgemeine Logik zutrifft, dass sie der Urteilskraft keine Regeln geben oder Vorschriften machen kann (KrV, A132/B171; A135/B174); die transzendente Logik scheint hingegen gerade ihr eigentliches Geschäft darin zu haben, „die Urteilskraft im Gebrauch des reinen Verstandes, durch bestimmte Regeln zu berichtigen und sichern“ (KrV A 135/B174). Man darf aber bezweifeln, dass das, was an dieser Stelle „Regeln“ genannt wird, den Charakter von Anwendungsregeln haben könnte, da sie sonst doch unweigerlich in den problematischen Regress zurückführen müssten, den Kant aufgewiesen hat. Die Sicherung und Berichtigung, die die Urteilskraft durch die transzendente Logik erfährt, muss auf eine andere Weise verstanden werden: Es geht hier darum, was die Transzendentalphilosophie „außer der Regel“ enthält und was es ihr erlaubt, „a priori den Fall“ anzuzeigen, worauf die Regeln angewandt werden sollen (KrV, A 135/B174f.)

Einheit und ist in ihrer Form von ‚gestaltbildendem‘ Charakter.²⁴ Dass die Schemata in diesem Sinne nicht einfach Verstandesregeln assimiliert werden sollten, können wir bereits aus den eigentümlich unentschiedenen Formulierungen Kants schließen: Das Denken eines Schemas ist, wie Kant sagt, „*mehr* die Vorstellung einer Methode, einem gewissen Begriffe gemäß eine Menge [...] in einem Bilde vorzustellen, als dieses Bild selbst“²⁵. Wenn wir das Schema in den Blick nehmen wollen, stellen wir uns also ‚mehr‘ ein Verfahren als ein Bild vor, offenkundig aber nicht ‚nur‘ oder ‚in jedem Sinne‘ ein Verfahren.

Wie aber könnte etwas in gewisser Weise zugleich als Bild und als Verfahren, als Produkt der Einbildungskraft und als ihre Regel vorgestellt werden? Das kann man, so meine These, nur dann mit Sinn verstehen, wenn man das Schema nicht als eine eigene Instanz gegen Begriff und Anschauung verselbständigt, sondern als ein Strukturmoment der Artikulation von Begriff und Anschauung versteht, das sich sowohl in der Form des Begriffs wie in dem Charakter von Anschauungen niederschlägt. Es gilt also weniger eine Klasse von Schemata aufzulisten, als vielmehr Schematisierung zu verstehen als die allgemeine Form der Kooperation von Begriff und Anschauung. Das ‚Schema‘ – als ‚Vorstellung einer Methode‘ oder eines ‚Verfahrens‘ – ist dann nichts anderes als ein Niederschlag dieser Kooperation, dieses Artikulationsprozesses. Ein Schema ergibt sich dabei nur in einen bestimmten Typ von Artikulationsprozess: in einem Artikulationsprozess, der mit einer Formulierung Robert Pippins auf eine „Bild-Synthesis“ und nicht allein auf eine „Begriffs-Synthesis“ zielt.²⁶ Die Immanenz des Schemas zu verstehen, ist dabei die Voraussetzung, um begreifen zu können, wie es als Austrag der Spannung von Bild und Verfahren, Vorstellung und Methode, Produkt und Regel funktioniert. Mir scheint, dass Martin Heideggers Analyse des Problems des Schemas genau in diese Richtung weist.

II. Heidegger: Das Schema als Form der Synthesis

Martin Heidegger hat in *Kant und das Problem der Metaphysik* eine kontroverse Deutung der *Kritik der reinen Vernunft* vorgelegt, deren „Gewaltsamkeit“²⁷ Heidegger selbst durchaus zugestanden hat und von der er im Rückblick gesagt hat, dass sie Kants Arbeit eine ihr „fremde, wenngleich sie bedingende Fragestellung“ unterlegt hat²⁸. Nichtsdestotrotz scheint mir, dass Heidegger dabei wesentliche Momente der Kantischen Problematik getroffen und auf produktive Weise gewendet hat. Die Darstellung des Schemas ist eines dieser Momente. Statt das Schema zu verselbständigen

²⁴ Das wird selbst in Kants Rede von Schemata als Regeln deutlich – denn es geht hier um „Regeln der Synthesis der Einbildungskraft“, „Regeln der Bestimmung unserer *Anschauung*“ (KrV A141/B180, Herv. hinzugef.).

²⁵ KrV, A140/B179, Herv. hinzugef.

²⁶ Vgl. zu dieser Distinktion Robert Pippin: *The Schematism and Empirical Concepts*, in: *Kant-Studien* 67 (1976), 156-171, insbes. 166: „With no schematic application of the concept, the image collapsed too quickly into the concept and Bild-unity is interpreted wholly as Begriff-unity.“

²⁷ K, XVII.

²⁸ K, XIV.

und als eine vermittelnde Instanz zwischen Verstand und Sinnlichkeit zu analysieren, deutet Heidegger Schematisierung als ein immanentes Strukturmoment des Erkennens, das uns auf eine ursprüngliche Einheit des Erkennens verweist, die Heidegger wesentlich in der produktiven Einbildungskraft ausmacht. Wenn man das Problem des Schematismus als die Frage versteht, wie die jeweils für sich konstituierten Vermögen Sinnlichkeit und Verstand, Anschauung und Begriff in einem zweiten Schritt „zusammengeraten“²⁹, dann verfehlt man jede mögliche Lösung, da das Schema dann immer in sich heterogen bleibt und dazu disponiert ist, in die Richtung des Begriffs oder der Anschauung zu kippen. Statt einer nachträglichen Vermittlung bezieht sich der Schematismus für Heidegger vielmehr auf die Frage nach einem ursprünglich Einigenden. Das aber heißt, dass das Schema immanent aus dem Prozess der Artikulation von Anschauung und Begriff verstanden werden muss, statt als ein Vermittler zweier getrennter Vermögen und Vorstellungsarten gedacht zu werden: Die Einbildungskraft, als deren Produkt das Schema von Kant beschrieben wird, erscheint Heidegger daher als strukturelle Mitte und die Leistung des Schemas drückt er aus als die Ineinsfügung der Synopsis der Anschauung und der intellektuellen Synthesis des Begriffs. Diese Redeweise wird meist so verstanden, dass es Heidegger um ein verborgenes Vermögen geht, dass die gemeinsame Wurzel der beiden Stämme der Erkenntnis – Sinnlichkeit und Verstand – darstellt.³⁰ Ob und wie eine solche gemeinsame Wurzel auszumachen wäre, will ich hier nicht direkt diskutieren. Mit Blick auf das Schema, das mich hier interessiert, will ich zunächst nur von dem Befund ausgehen, dass es in Heideggers Darstellung kein hinzukommender Mittler ist, der nachträglich Sinnlichkeit und Verstand zusammengeraten lässt. Vielmehr findet Schematisierung in der Artikulation und Differenzierung von Sinnlichkeit und Verstand selbst statt.

Diese veränderte Bestimmung des Orts von Schematisierung zeigt sich auch an der Art und Weise, wie Heidegger das Problem einführt: Heidegger expliziert die Problematik des Schemas nicht dadurch, dass er wie Kant von dem Subsumtionsproblem und der Ungleichartigkeit von reinen Verstandesbegriffen und Erscheinungen ausgeht, sondern dadurch, dass er an empirischen Anschauungen aufweist, inwiefern in ihnen Schemata zum Tragen kommt. Statt auf der Ebene reiner Begriffe, setzt Heidegger also auf der der empirischen an; statt von den Begriffen her zu fragen, wie diese Anschauungen bestimmen können, fragt er von den Anschauungen aus, wie in ihnen Begriffe anschaulich werden; und statt das Problem in Begriffen der Subsumtion zu stellen, artikuliert er es in Begriffen der Synthesis.³¹ Die Synthesis der produktiven Einbildungskraft, um

²⁹ K, 60.

³⁰ Vgl. hierzu auch Immanuel Kant: *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, Werkausgabe XII, Frankfurt/M. 2000, B84: In der Spezifikation der Verwandtschaft schaffenden Einbildungskraft schreibt Kant: „Verstand und Sinnlichkeit verschwistern sich, bei ihrer Ungleichartigkeit, doch so von selbst zu Bewirkung unserer Erkenntnis, als wenn eine von der anderen, oder beide von einem gemeinschaftlichen Stamme ihren Ursprung hätten, welches doch nicht sein kann, wenigstens für uns unbegreiflich ist, wie das Ungleichartige aus einer und derselben Wurzel entsprossen sein könne“

³¹ Vgl. zur Unterscheidung eines Subsumtions- und eines Synthesis-Modells des Schematismus bereits Ernst Robert Curtius: *Schematismus-Kapitel*. In der Stoßrichtung seiner Lektüre ist Curtius dabei Heidegger allerdings entgegengesetzt, da er die Formulierungen aus der B-Deduktion denen im Schematismuskapitel für überlegen hält

die es dabei geht, ist bildend im doppelten Sinne: Sie bildet einen Horizont, in dem etwas überhaupt erscheinen kann, und sie bildet, indem sie ein Bild verschafft. „Bild-Einheit“ ist – im Unterschied zur „Begriffs-Einheit“³² – mithin die Einheit eines erscheinenden Anblicks im Umkreis eines Horizonts (des Raums und der Zeit). Eines Anblicks aber, in dem die Einheit des Begriffs (die Einheit einer Regel) zum Tragen kommt. Die Frage ist daher erneut: wie soll man sich ein solches Bild, in dem der Begriff selbst zur Darstellung kommt, vorstellen?

Um dies zu erörtern, unterscheidet Heidegger verschiedene Weisen, in denen sich ein endliches Wesen etwas anschaulich machen kann, das heißt: einen Anblick von etwas verschaffen kann. Die nächstliegende Weise ist das, was auch Kant ein Bild nennen würde: eine konkrete, vollständig synthetisierte Anschauung eines bestimmten Seienden. Neben diesem Bild eines Vorhandenen kann man auch von Bild im Sinne eines Abbildes sprechen: im Sinne eines abbildenden, vorbildenden oder nachbildenden Anblicks eines Vorhandenen. Schließlich aber gäbe es noch einen dritten Sinn, indem man von einem Bild sprechen könne: ein Anblick ‚überhaupt‘, bei dem offen bleibt, ob es sich um ein Seiendes oder ein Nicht-Seiendes handelt. Wenn Schemata unmittelbar ein Bild implizieren, dann offensichtlich nicht im Sinne einer Anschauung eines einzelnen Seienden und wohl auch nicht im Sinne eines Abbilds eines solchen konkreten Gegenstandes. Wenn das Schema Bild ist, dann wohl im Sinne dieser dritten Bildbedeutung eines Anblicks überhaupt. Nur wie hat man sich einen Anblick überhaupt, ein Bild, in dem davon abgesehen ist, ob es sich um ein Seiendes oder Nichtseiendes handelt, genauer vorzustellen? Das erläutert Heidegger interessanterweise, indem er von einem unmittelbar Angeschauten zu einem Abbild und einem Nachbild eines Abbilds übergeht und in dieser Iteration der Abbildung von Abbildung auf einen Bildgehalt stößt, der nicht mehr auf ein unmittelbar Seiendes zeigt, sondern vielmehr auf ein Etwas überhaupt. Ein Nachbild von einem Abbild – etwa eine Fotografie von einer Totenmaske – kann nicht nur das ursprünglich Abgebildete – den Toten – oder die Weise seiner Abbildung – diese eine Totenmaske da – zeigen, sondern auch wie eine Totenmaske – diese ‚Form‘ des Abbildens – überhaupt aussieht.³³

Dieser Zug im Bild auf einen Anblick überhaupt und nicht den Anblick eines bestimmten vorhanden Seienden scheint, so legt die Darstellung nahe, in der Iteration und der reflexiven Vertiefung des Abbildens (im Bild vom Bild vom Bild) augenfälliger zu werden. Heidegger betont aber, dass schon im Bild eines vorhandenen Seienden das Bild von etwas überhaupt remarkiert werden kann: im Anblick dieses Toten der Anblick eines Toten überhaupt. Anblicke von etwas überhaupt zeigen, wie etwas im Allgemeinen aussieht, in dem Einen, was für viele gilt: sie versinnlichen mithin Begriffe. Der entscheidende Punkt nun ist aber, dass sich in dieser

und da er die Behauptung, die Kategorien könnten in den Schemata gründen, scharf zurückweist und auf dem Primat der Begriffe insistiert.

³² Vgl. zu dieser Distinktion Robert Pippin: *The Schematism and Empirical Concepts*.

³³ Zu dem wahrscheinlichen Hintergrund dieses bemerkenswerten Beispiels – Ernst Benkards Buch *Das ewige Antlitz – Eine Sammlung von Totenmasken*, Frankfurt 1926 – vgl. Jean-Luc Nancy: *Die Einbildungskraft hinter der Maske*, in: *Am Grund der Bilder*, Berlin 2006, 135-164 sowie Emmanuel Alloa, *Berührung – Entblößung*, in: K. Busch/ I. Därmann, „*pathos*“. *Konturen eines kulturwissenschaftlichen Grundbegriffs*, Bielefeld 2007, 80ff.

Behauptung – Bilder versinnlichten Begriffe – der Begriff des Versinnlichens ändert. ‚Versinnlichen‘ meint nicht, sich einen unmittelbaren Anblick von einem vorhandenen Seienden verschaffen. Als Allgemeines ist der Begriff kein vorhandenes Seiendes und lässt sich mithin nicht in einer einzelnen Vorstellung (*repraesentatio singularis*) vorstellen³⁴. In der Anschauung eines bestimmten Seienden, sofern sie begrifflich artikuliert ist, das heißt sofern sich in ihr eine Verstandeseinheit zeigt, die auf einen Begriff zurückgeht, kommt der Begriff aber dennoch sinnlich zum Tragen. Wenn wir etwa ein bestimmtes wahrgenommenes Haus nehmen, so können wir in der Wahrnehmung ‚dieses‘ Hauses auch darauf achthaben, wie ein Haus ‚überhaupt‘ aussieht. In einem bestimmten Anblick verzeichnet sich nicht nur dieses Seiende sondern ein „Wie des empirischen Aussehenkönnens“³⁵: Wir sehen nicht nur „*dieses* Haus“, sondern auch: „ein Haus *könnte* so aussehen“³⁶. In dem konkreten Aussehen des Hauses stoßen wir mithin auf einen „Umkreis des möglichen Aussehens“³⁷. Diesen Umkreis erkennen wir in dem Haus aber – im Medium des begrifflichen Erkennens – nicht einfach als Menge weiterer möglicher Hausanblicke, sondern vielmehr als Regel, die die Grenzen dieses Umkreises bestimmt. Heidegger schreibt: „Worauf wir es abgesehen haben, ist der Umkreis des möglichen Aussehens als solcher, *genauer das, was diesen Kreis zieht, dasjenige, was regelt und vorzeichnet, wie etwas überhaupt aussehen muß, um als ein Haus den entsprechenden Anblick zu bieten*“³⁸ Heidegger meint also, dass wir, indem wir in einer konkreten Anschauung auf das Angeschaute als Möglichkeit der Manifestation eines Begriffes achten, den Blick auf die Regel selbst richten, die den Umkreis des Aussehenkönnens regelt. Er will dabei nicht einfach sagen, dass wir auf diese Regel schließen, sie folgern, sie hypothetisch postulieren, sondern dass wir sie in einer bestimmte Weise des Bildbetrachtens gewissermaßen ‚sehen‘: Die Vorzeichnung der Regel ist in diesem Sinne keine Aufzählung von definierenden Merkmalen, sondern „ein ‚Auszeichnen‘ des Ganzen dessen, was mit dergleichen wie ‚Haus‘ gemeint ist“³⁹.

Es ist gewiss nicht ganz einfach zu erläutern, wie das, was Heidegger hier beschreibt, genau vorzustellen ist. Aber zumindest der formulierte Anspruch ist deutlich: Es kann nicht darum gehen, dass wir hier auf eine Anschauung stoßen, von der aus wir über weitere dazwischen geschaltete Akte auf eine Regel schließen, sondern es gilt auf gewisse Weise die Regel in dem Anblick selbst zu sehen: sie als eine Ganzheit, die in dem Angeschauten zum Tragen kommt, ohne mit ihm zusammenzufallen, bildhaft zu erfassen.

Wie aber könnte dies genauer geschehen? Zunächst einmal nicht so, dass der Begriff selbst in seiner schematisierten Vorstellung einen unmittelbaren Ausdruck und Anblick erhält. Versinnlichung des Begriffs heißt also nicht einfach Thematisierung des Begriffes als

³⁴ K, 94.

³⁵ K, 95.

³⁶ Ebd.

³⁷ Ebd.

³⁸ Ebd., Herv. hinzugef.

³⁹ Ebd.

„freischwebender Vorstellungsgehalt“⁴⁰, weil man derart den Begriff abstrakt vergegenständlichen würde. Der Begriff als Begriff – als Funktion der Synthesis – findet sich nur in dem Vollzug des Regelns selbst versinnlicht. Um den Begriff also als regelnden zu sehen, muss von ihm als vergegenständlichte Regel weggesehen werden. Heidegger schreibt in diesem Sinne: „Nur im Vorstellen der Weise, in der die Regel das Hineinzeichnen in einen möglichen Anblick regelt, kann [...] die Einheit des Begriffes als einigende, vielgültige vorgestellt werden.“⁴¹ Statt uns also an eine abstrakte Vorstellung des Begriffes zu halten, müssen wir bei einer Anschauung gewissermaßen über ihre konkrete Anschauung ein Stück weit hinwegsehen, um das mögliche Aussehenkönnen und die Weise seines begrifflichen Geregeltseins mitsehen zu können. Man kann das von Heidegger hier geforderte mithin als einen bestimmten besonderen Typ der Abstraktion – des Absehens oder Wegsehens von – bestimmen und von einer anderen Sorte der Abstraktion – der abstrakten Vergegenständlichung – unterscheiden. Weder der empirische Anblick noch der isolierte Begriff, so Heidegger, werden hier thematisch vorgestellt, sondern anhand eines bestimmten Anblicks wird das „Verzeichnis‘ der Regel der Bildbeschaffung“⁴² erfasst. Die Regel wird „vorgestellt im Wie ihres Regelns“⁴³. Solches Vorstellen ist, wie Heidegger sagt, „das freie an bestimmtes Vorhandenes ungebundene ‚Bilden‘ einer Versinnlichung als Bildbeschaffen“⁴⁴, d.h. eine Schematisierung, die man als Leistung der produktiven Einbildungskraft verstehen muss.

Was wir hier also vorstellen, ist das Wie eines Regelns anhand oder im Rahmen eines Bildes – nicht nur eine Regel oder bloß ein Bild. Was wir hier sehen, verwandelt dabei zugleich das, was ‚Regel‘ und ‚Bild‘ bedeuten: Die Regel ist die einer Bildbeschaffung, das Bild ist ein geregeltes. Um dies zu verdeutlichen, spricht Heidegger im Weiteren von Schema und Schema-Bild. Der Begriff oder die Regel, die hier versinnlicht wird, kann dies nur als schematisierter Begriff; das Bild kann hier nur versinnlichen, sofern es ein Schema-Bild ist. Die innere Verwiesenheit von Schema und Schema-Bild ist der Punkt einer spannungsvollen Durchdringung von Begriff und Anschauung. Spannungsvoll ist diese Durchdringung in dem Sinne, dass es eine strukturell notwendige Unangemessenheit zwischen Schema und Schema-Bild gibt. Erstens sind Schema und Schema-Bild in einem gewissen Sinne ‚ungleichartig‘, so dass es zwischen ihnen keine Abbildrelation geben kann: Der schematisierte Begriff schlägt sich im Schema-Bild nieder, wird aber nicht wie ein Gegenstand abgebildet; es wird gerade nur unter der Bedingung wirklich versinnlicht, dass er nicht abgebildet wird, sondern im Wie der Regelung des Abbildens zum Ausdruck kommt. Zu dieser strukturalen Ungleichartigkeit – zwischen Regel und Bild – tritt zweitens hinzu, dass die Regel als allgemeine und vielgültige fungiert, während das Bild zunächst notwendig ein bestimmtes einzelnes ist. Sofern das Bild aber als Schema-Bild fungiert, muss in

⁴⁰ K, 96.

⁴¹ K, 95.

⁴² K, 96.

⁴³ Ebd.

⁴⁴ Ebd.

ihm als einzelner die allgemeine Regel zum Tragen kommen, und das tut sie, indem das Bild in Differenz zu sich erscheint: Wenn das Schema als „Vorstellen der Regel“⁴⁵ bestimmt werden kann, dann ist das Schema als solches auf mögliche Schema-Bilder bezogen, von denen keines Einzigkeit beanspruchen kann. Das einzelne Bild fungiert daher notwendig als Beispiel und gerät dadurch in Differenz zu sich selbst. Es ist nur insofern das Bild dieses Einzelnen, wie es zugleich als Beispiel für das fungiert, was die vielgültige Beliebbarkeit möglicher anderer Bilder regelt. Ein einzelner empirischer Anblick erreicht seinen Begriff in diesem Sinne niemals ‚geradehin‘, als es (i) nicht einfach direkt das Abbild seines Begriffes sein kann und (ii) insofern es nicht einfach mit sich als einzelner Anblick zusammenfällt, sondern auf andere Anblicke innerlich bezogen ist. Das aber ist keine Unzulänglichkeit der Anschauung mit Blick auf den Begriff, keine Gewaltbarkeit des Begriffes mit Blick auf die Anschauung, sondern, wie Heidegger das ausdrückt, „das positive Strukturverhältnis des Schema-Bildes zum Schema“⁴⁶. Wesentlich ist hier vor allem die Selbst-Differenz des Schema-Bildes, die Weise, wie es in sich von sich abstrahiert – etwas, das man mit einem Wort Niklas Luhmanns „Selbstabstraktion“ nennen könnte.⁴⁷ Der Anblickcharakter des Schema-Bildes liegt, wie Heidegger unterstreicht, nicht allein in seinem aktuell erkennbaren Bildgehalt, sondern darin, „daß es und wie es aus der in ihrer Regelung vorgestellten Darstellung *herauspringt* und so gleichsam die Regel in die Sphäre möglicher Anschaulichkeit hineinhält“⁴⁸. Ein besonders treffendes Beispiel für ein solches Schema-Bild, das aus seiner Darstellung herauspringt, findet Heidegger in Kants Beispiel von fünf hintereinander gesetzten Punkten als Bild der Zahl 5. Die Zahl selbst sehe selbstverständlich nie so aus wie diese fünf Punkte (.....). Die fünf Punkte hätten aber noch eher einen Anblicksbezug zur Zahl als etwa die Ziffer „5“ oder „V“, die bloß als Zeichen des Begriffes dienen. Die fünf Punkte zeigen die Zahl insofern, wie man die Zahl im Abzählen der Punkte gewinnen kann. Sie zeigen nicht die Zahl, aber sie exemplifizieren das Verfahren ihrer Synthesis. Das Schema-Bild deckt sich insofern mit der „Vorstellung der Regel der möglichen Darstellbarkeit“⁴⁹, der Zahl.⁵⁰

Wenn wir Heideggers Kant-Lektüre zusammenfassend pointieren wollen, so können wir sagen, dass Heidegger die wechselseitige Durchdringung von Begriff und Anschauung in Termini von Schema und Schema-Bild hervorhebt, ohne die Spannung zwischen beiden Stämmen der Erkenntnis zu reduzieren. Vielmehr wird die Spannung als produktives und genetisch irreduzibles Moment auf beiden Seiten – auf Seiten des Bilds wie des Begriffes eingetragen: Ein Bild, das

⁴⁵ K, 98.

⁴⁶ Ebd.

⁴⁷ Siehe Niklas Luhmann: *Soziale Systeme*, Frankfurt/M 1984, 136; vgl. dazu auch Thomas Khurana: *Sinn und Gedächtnis – Die Zeitlichkeit des Sinns und die Figuren ihrer Reflexion*, München 2007, 79ff.

⁴⁸ K, 99.

⁴⁹ K, 100.

⁵⁰ Interessant ist, dass Heidegger mit Blick auf dieses Beispiel an einer Stelle zwischen dem Bild selbst und dem Schema-Bild unterscheidet: Das Schema-Bild sind weniger diese konkreten fünf Punkte (die ein Bild sind), als vielmehr die „Bildmöglichkeit“ die sich im Vorstellen der Darstellungsregel zeigt. Hier stellt sich aber die Frage, ob man diese Bildmöglichkeit als Schema-Bild bezeichnen kann, oder ob man nicht doch besser *das konkrete Bild, sofern es auf diese Bildmöglichkeit verweist*, als Schema-Bild zu begreifen hätte. Das würde bedeuten, dass man fünf Punkte als Bild bezeichnet, die – bei bestimmter Betrachtung oder Verwendung – als Schema-Bild aufgefasst werden.

nicht auf einen Kreis des Bildmöglichen und die darin implizierte Regel verwiese, würde nichts Verständliches zu sehen geben, und ein empirischer Begriff, der sich nicht jederzeit unmittelbar auf ein Schema bezöge, wäre ohne jede Fähigkeit, uns etwas verstehen zu lassen. Das Bild muss mithin über sich hinaus auf eine Bild-Möglichkeit und die sie konstituierende Regel verweisen, wie der Begriff von vornherein auf einen Anblick bezogen sein muss. Auf beiden Seiten finden wir also eine elementare Spannung von Verfahren und Figur vor. Der Begriff ist nur eine Regel, ein Verfahren, das aber als eines der Figuration aufgefasst werden muss, um zur anschaulichen Erkenntnis zu führen. Das Bild ist eine Figur – aber nur im Sinne einer resultativen Erscheinung, die uns durch sie hindurch auf das Verfahren ihrer Figuration blicken lässt. Wenn es so ist, dann gründen Begriff wie Bild, Regel wie Produkt in dem Verfahren der Figuration und der Figur des Verfahrens, die man Schema und Schema-Bild nennen kann. Das ist der Schlusspunkt, auf den es Heidegger wesentlich ankommt: „Was die Logik Begriff nennt, gründet im Schema“⁵¹. Wenn es daher im Schematismus um eine Subsumtion gehen könne, dann nicht um die Subsumtion vorhandener Gegenstände unter vorliegende Begriffe, sondern um eine produktive Relationierung, die Heidegger ontologische Subsumtion nennt und die statt ‚unter‘ Begriffe zu bringen vielmehr ‚auf‘ Begriffe bringe.

III. Abstraktion und Repräsentation: Remarkierungen der Schematizität

Statt diese erkenntnis- und vernunfttheoretischen Konsequenzen weiter zu verfolgen, die für Heidegger im Zentrum seiner Lektüre stehen, möchte ich mit einigen skizzenhaften, um nicht zu sagen „schematischen“, Überlegungen zu den darstellungstheoretischen Konsequenzen schließen. Eine besondere Pointe von Heideggers Lektüre liegt darin, deutlich zu machen, wie in einem Bild das Schema eines Begriffs gesehen werden kann und wie jeder – zumindest jeder empirische – Begriff innerlich darauf bezogen ist, wie er in ein Bild gebracht werden kann. Nicht nur aber ist durch Heideggers Lektüre betont, dass Begriffe sichtbar und Bilder begrifflich werden können, es wird vor allem deutlich, dass sowohl auf Seiten des Bildes wie auf Seiten des Begriffs eine irreduzible Spannung zwischen Verfahren und Figur, Regel und Produkt ausgetragen wird, die beiden Seiten eine innere Unruhe verleiht: Sofern ein Bild als das Bild eines Begriffes erscheint, verweist es über sich hinaus auf einen Umkreis von Bildmöglichkeiten und mehr noch auf das, was diesen Bildumkreis regelt und in keinem einzelnen Bild aufgeht, wengleich die Ermöglichung dieses Bildes der gegenwärtige Sinn dieser Regel ist. Die Darstellung des Begriffes in der Anschauung verweist implizit auf einen Überschuss des Verfahrens über die Figur und der Figur über das Verfahren: Der Begriff ermöglicht eine Reihe von anderen Bildern; das Bild enthält andere Bestimmungen als die in der begrifflichen Regel

⁵¹ K, 98.

spezifizierten. Und dennoch ist die Bestimmtheit des Begriffes wie des Bildes gleichermaßen davon abhängig, dass sie in dieser Spannung gehalten werden, dass das Bild ein Verzeichnis der Regel und der Begriff ein Verfahren der Bildung ist. Aus Heideggers Perspektive ist es daher so, dass „schon in der unmittelbaren Wahrnehmung eines Vorhandenen, z.B. dieses Hauses, notwendig der schematisierende Vorblick auf so etwas wie Haus überhaupt liegt“⁵². Zugleich scheint klar, dass dieser Tatbestand sich der Aufmerksamkeit in der unmittelbaren Wahrnehmung eines Vorhandenen gewöhnlich entzieht: wir sehen ‚dieses Haus‘, aber nicht ausdrücklich dieses Haus ‚als Versinnlichung der Regeln, die bestimmen, was ein Haus überhaupt sein könnte‘. Eben darum braucht es ja eine so aufwendige Präsuppositionsanalyse wie Kants *Kritik der reinen Vernunft* um all die Leistungen und Synthesen freizulegen, die in einer einfachen Wahrnehmung impliziert sind. Die Frage, die ich abschließend aufwerfen will, ist nun, ob eine solche ‚Analyse‘ der Voraussetzungen und vor allem auch der in ihnen lokalisierten Spannungen nicht auch auf ästhetische und praktische Weise geschieht im Sinne dessen, was man mit Meyer Shapiro „a practical demonstration“⁵³ nennen könnte: durch Strategien der bildlichen Darstellung, die die im Vorstellen implizierten Leistungen dar- und ausstellen – oder „exhibieren“, wie man mit dem von Kant für Darstellung präferierten Terminus auch sagen könnte.⁵⁴ Von besonderer Bedeutung scheint mir dabei die Frage, inwiefern ein solcher Vorgang des ‚Darstellens der inneren Struktur der Vorstellung‘ Formen der Abstraktion erfordert. Diejenigen Bildstrategien, die für meine Begriffe an dieser Stelle eine besondere Aufmerksamkeit verdienen, implizieren nicht unbedingt Formen von anti- oder nicht-repräsentationaler, anti- oder nicht-figuraler Kunst, da das Problem, das es hier zu exponieren gilt, ja gerade in der Verfahrensweise dessen liegt, was Kant in der B-Deduktion „figürliche Synthesis“ nennt. Es geht also hier nicht vorwiegend um den reflexiven Rückgang in die Ebene der jenseits von Figuration liegenden Bedingungen des Bildes – nicht um Bilder, die abstrakt in dem Sinne werden, dass sie nur noch rein ästhetische Elementen präsentieren, ohne noch etwas zu repräsentieren.⁵⁵ Vielmehr geht es hier um die Ausstellung von Bedingungen der Figuration selbst und die Frage, welche Form von Nichtfiguralität sich in der Figur selbst manifestiert: wie eine Figur als Figur auf das Verfahren ihrer Figuration hin durchsichtig wird. Mir scheinen eine Reihe von Strömungen in der Kunst der Gegenwart von dieser Frage bestimmt zu sein. Ich greife – ohne Anspruch auf Systematik – drei verbreitete

⁵² K, 101.

⁵³ Meyer Shapiro: *Nature of Abstract Art* (1937), in: *Modern Art, 19th & 20th Centuries: Selected Papers*, New York 1978, 185.

⁵⁴ Die Einbildungskraft nennt Kant in der Anthropologie ein Vermögen der Darstellung, d.h. der *exhibitio originaria* und der *exhibitio derivativa* (Kant: *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, B69/A67f.). Vgl. auch die *Kritik der Urteilskraft*, wo „Darstellung“ definiert und mit „exhibitio“ wiedergegeben wird: „Wenn der Begriff von einem Gegenstande gegeben ist, so besteht das Geschäft der Urteilskraft im Gebrauche desselben zum Erkenntnis in der *Darstellung* (exhibitio), d.i. darin, dem Begriffe eine korrespondierende Anschauung zur Seite zu stellen“ (Immanuel Kant: *Kritik der Urteilskraft* [1790], Werkausgabe Bd. X, hg. v. Wilhelm Weischedel, Frankfurt/M. 1974, B XLIX – im Folgenden zitiert als „KU“).

⁵⁵ Vgl. für eine entsprechende Definition abstrakter Kunst erneut Meyer Shapiro: *Nature of Abstract Art*. „Abstract painting“ definiert Shapiro hier als „painting made up of colors and shapes, representing nothing“, „an art of painting in which only aesthetic elements seem to be present“ (ebd., 185).

Strategien der Selbstabstraktion heraus, durch die Bilder auf gewisse Weise von sich absehen und uns auf die Regeln blicken lassen, die in ihnen im Wie ihres Regels sichtbar sind: Reduktion, Serialisierung, Rekonstruktion.

III.A Reduktion

Ich beginne mit einer ersten Strategie, die Abstraktion impliziert, ohne Figuralität gänzlich aufzugeben und die man als Reduktion oder Minimalisierung bezeichnen könnte. Zur Erläuterung dieser Strategie beziehe ich mich auf Tony Smiths Arbeit „Die“, jenen berühmten Würfel, der spätestens seit Michael Fried zum Inbegriff von „objecthood“ – genauer gesagt, mit der seit neuerem verwendeten Präzisierung: „bad objecthood“ – geworden ist.

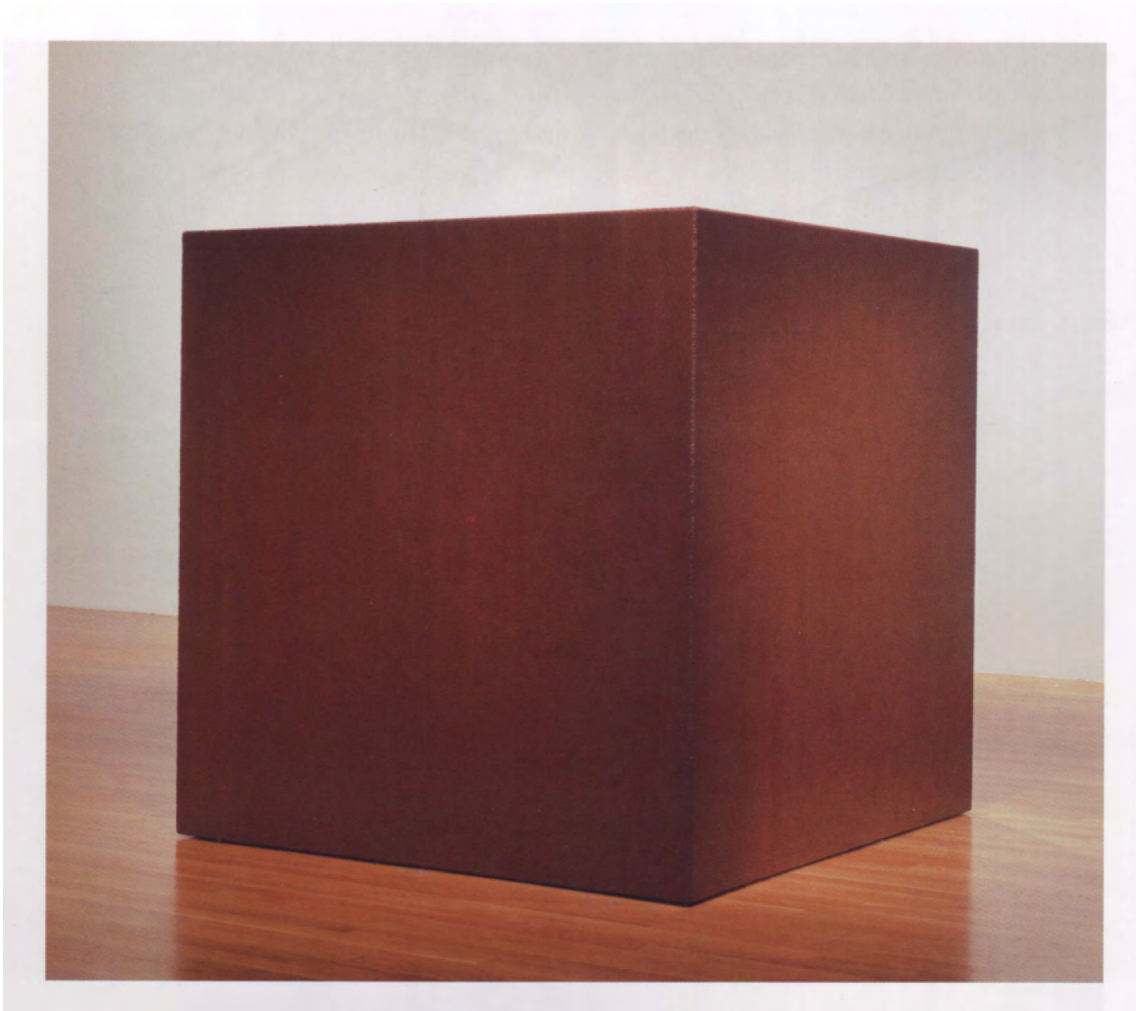


Abb. 1: Tony Smith, *Die*, 1962 (fabricated 1998), Stahl, 182,9 x 182,9 x 182,9 cm.

Die Verfasstheit dieses scheinbar so einfachen Werks ist zu komplex und umstritten, als dass ich es hier im Vorbeigehen wirklich erhellen könnte. Ich will nur auf einen Punkt hinweisen, der an diesem minimalistischen Objekt auffällt, wenn es in den Zusammenhang unserer Überlegungen

von Schema und Bild gestellt wird. Es handelt sich offenkundig um eine reduzierte Figur, die den Begriff eines Kubus exemplifiziert. Kant sagt bekanntlich von reinen sinnlichen Begriffen (wie etwa dem Begriff Triangel oder auch Kubus), dass diese ihren Versinnlichungen auf gewisse Weise näherstehen, als dies für empirische Begriffe mit Blick auf die durch sie strukturierten Anschauungen der Fall ist. In gewisser Weise lässt die Versinnlichung hier die Regeln ihrer Konstruktion unmittelbar sehen. In diesem Sinne scheinen hier Figur und Verfahren, Schema-Bild und Schema gleichsam ungeschieden. Das Interessante ist nun aber, dass dieser Kubus nicht einfach als Beispiel eines Kubus funktioniert, sondern aufgrund einiger anderer Umstände – insbesondere der Tatsache, dass er im Raum ist und so für den Betrachter nicht nur ein Bild, sondern vielmehr eine ‚Situation‘ schaffen kann, ohne diese Situation schon als solche inhaltlich zu determinieren – zu einem Inbegriff von Objekthaftigkeit wird: eines im Raum befindlichen Volumens, zu dem sich der Betrachter auf unterschiedliche Weise ins Verhältnis setzen kann. Das verleiht diesem ‚Werk‘ eine bestimmte Form der Ungeschlossenheit, die Michael Fried mit ‚schlechter Unendlichkeit‘ assoziiert und als einen Angriff auf die modernistische Sensibilität zurückgewiesen hat. Diese ‚Endlosigkeit‘ oder ‚Objektlosigkeit‘,⁵⁶ die Darstellungen dieser Art mit sich führen, erscheinen mir jedoch zugleich als ein äußerst bemerkenswerter Zug, der die Spannung von Figur und Verfahren auf äußerste Weise verdichtet: die verdichtet sich hier in einem kompakten, in sich scheinbar völlig bestimmten Objekt, das uns durch seine Schematizität aber zugleich ‚objektlos‘ erscheint und endlose weitere Versinnlichung zu erfordern scheint. Wir sehen eine perfekt geschlossene Figur, die als solche auf nicht einfach abschließbare Weise zu figurieren beginnt. Reduktion hat hier also einen zweideutigen Effekt: Einerseits lässt das Objekt Schema und Schema-Bild in eine solche Nähe treten, dass das Bild auf das Schema seiner Konstruktion hin durchsichtig wird und uns das Schema selbst gegenständlich zu sehen gibt. Andererseits wird dadurch der Gegenstand selbst objektlos, ein bloßes Schema der Erfahrung, das weitere Versinnlichung zu erfordern scheint. Das minimale ‚Werk‘ erscheint als die kompakte Verdichtung von Objekt und Objektlosigkeit.

III.B. Serialisierung

Ich komme zu einer zweiten Darstellungsstrategie, die man als die der ‚Serialisierung‘ bezeichnen könnte und hier durch Arbeiten von Bernd und Hilla Becher verdeutlicht werden soll.

⁵⁶ Michael Fried: *Art and Objecthood*, in: *Art and Objecthood – Essays and Reviews*, Chicago and London 1998, 159.



Abb. 2: Bernd und Hilla Becher, *Wassertürme*, 1967-83, schwarz-weiß Fotografien, jede Tafel 46.5 x 56.5 cm.

Die Abbildung zeigt eine Serie von Wassertürmen, die Bernd und Hilla Becher aufgenommen haben in ihrem über Dekaden verfolgten Projekt einer Art fotografischer Typologie industrieller Strukturen. Bemerkenswert an diesen Serien ist, dass die gewählten Gegenstände – Wassertürme, Gasometer, Kühltürme usw. – sich gewöhnlicher Weise kaum unserem Blick aussetzen und untergehen in den industriellen Strukturen und Landschaften, in denen sie eingebettet sind. Die Form der herausgreifenden und zugleich serialisierenden Fotografie lässt diese Anlagen nun als solche erscheinen, die einen Zusammenhang bilden, der uns auf so etwas wie ihr Schema verweist. Aufgrund des Titels „Typologie“, den die Bechers selbst ebenso wie Kommentatoren immer wieder mit Blick auf diese Arbeiten verwendet haben,⁵⁷ könnte man annehmen, dass der zugrundeliegende Zusammenhang dieser Serie in einem Prototyp oder einem Mischbild (Galton) der verschiedenen Anlagen liegt. Tatsächlich aber gibt es nichts als die Serie der vereinzelt Objekte, die uns weniger auf einen Typus hinblicken lässt, als auf die Gerechtigkeit der Konstruktion, die diese Objekte, die normalerweise in unserer Landschaft untergehen, zu begrifflich artikulierten Bildern machen, die uns auf ein Schema blicken lassen. Zentral ist dabei das Ineinander von Identität und Differenz, die gemeinsame ‚Typik‘ und dennoch individuelle

⁵⁷ Siehe hierzu Sarah E. James: *Subject, Object, Mimesis: The Aesthetic World of the Becher's Photography*, in: *Art History* 32 (2009), 874-893, hier 877ff.

Besonderheit der Objekte, die die Serien uns in eins vorführen und als zentrales Strukturmoment der Schematizität exponieren. Die Serie expliziert Schematisierung dabei nicht einfach als bloße Abstraktion und Verallgemeinerung, sondern als Einheit von Vereinzelung und Verallgemeinerung: Sie exponiert ihre Gegenstände, die ohne diese Fotografien nicht ‚als solche‘ auftreten würden, überhaupt erst als einzelne und besondere, eben dadurch dass es sie als Teil dieser Serie erweist. Wenn uns diese Bilder ein Schema sehen lassen, dann das Schema als produktives Spannungsfeld von Vereinzelung und Verallgemeinerung. Obwohl diese Objekte in ihrer Vereinzelung und durch die Hintergrundlosigkeit der Aufnahme dabei eine große Geschlossenheit entwickeln, begegnen wir auch in diesem Fall einer gewissen Endlosigkeit oder Objektlosigkeit, aufgrund des Seriencharakters der Dokumentation, die nur ein mehr oder weniger kontingentes Ende findet, nie aber logisch an einen Schlusspunkt kommt.⁵⁸

III.C Rekonstruktion

Die dritte Bildstrategie schließlich möchte ich als ‚Rekonstruktion‘ bezeichnen und an einer Arbeit von Thomas Demand exemplifizieren.



Abb. 3: Thomas Demand, *Parlament*, 2009, C-Print/Diasc, 180 x 223 cm.

⁵⁸ Michael Fried legt Wert auf die Feststellung, hier handele es sich um ein genuines und nicht um ein schlechtes Unendliches, aber mir scheint diese Behauptung, die der Absetzung von „bad objecthood“ dient, noch begründungsbedürftig. Vgl. Michael Fried: *Why Photography Matters as Art as Never Before*, New Haven/London 2008, chapter 10, 303ff.

Diese Arbeit hat ähnlich wie andere Werke von Demand, die „Büro“, „Archiv“, „Terrasse“ usw. heißen, einen neutralen und allgemeinen Titel: „Parlament“. Was die Arbeit uns zeigt, ist dabei nicht, wie wir vielleicht erwarten könnten, die Fotografie eines tatsächlichen Parlamentsgebäudes; wir sehen vielmehr die Fotografie eines Papier-Modells eines bestimmten Parlaments, das nach einer Filmaufnahme des Parlaments gestaltet wurde. Wir sehen also – vielleicht nicht unähnlich dem Heideggerschen Beispiel einer Fotografie einer Totenmaske – ‚das Bild eines Modells eine Bilds‘. Bereits bei der Auswahl des Ausgangsbildes spielen eine Reihe von Faktoren wie dessen Zirkulationswert und seine Exemplarizität eine Rolle. Im Nachbau des Bildes durch das Papiermodell werden dann bestimmte Merkmale mit äußerster Sorgfalt übertragen, während andere Züge der Ausgangsaufnahme fortgelassen werden: es gibt keine Schriftzeichen, keine Personen, keine Spuren des Gebrauchs. Was aber durch dieses Absehen von bestimmten Zügen so um so mehr herausgestellt wird, ist der schematische Eindruck des Dekors des alten Bundestages und – in diesem Bild womöglich das besonders Charakteristische – der Blickwinkel, in dem auf den Stuhl des Kanzlers und das Pult für den Redner geblickt wird und den man gleichbleibend aus Filmaufnahmen und Fotografien kennt, da es sich um eben jenen Blickwinkel handelt, den die fest installierten Kameras in diesem Gebäude vorsahen. Selbstverständlich erschöpft sich die Bedeutsamkeit der Arbeit von Demand nicht in der Weise, in der er die Schematizität unseres Sehens erkennen lässt; aber mir scheint, dass es kein unwesentlicher Aspekt dieser Arbeit einer ebenso ‚vorstellenden‘ wie ‚absehenden‘ Rekonstruktion ist, ein Bild auf die schematisierenden Regeln seiner Verfassung zu untersuchen.⁵⁹ Dabei handelt es sich – und das scheint mir besonders bedeutsam – immer um besondere Bilder, die nicht in der Weise schematisiert sind, dass sie den bloßen Umriss, die bloße Schablone oder den Prototyp eines Objekts oder Raumes angeben. Das ‚Parlament‘ ist hier ein bestimmtes, der deutsche Bundestag in einem ganz bestimmten Moment, wie das ‚Archiv‘ aus Demands gleichnamiger Arbeit das Archiv Leni Riefenstahls ist, das ‚Büro‘ das einer Stasi-Zentrale usw. Es geht also nicht einfach um eine abstrakte Vergegenständlichung eines Begriffs, indem ein Besonderes in einer Arbeit der Schematisierung und Abstraktion auf einen bildlichen Regelausdruck getrimmt wird, sondern darum, in einem besonderen Bild selbst die in ihm verzeichneten Regeln sichtbar zu machen. Demand hat diesen Aspekt seiner Arbeit einmal so gefasst, dass man sich in der Betrachtung dieser Werke beim Schauen zuschaut.⁶⁰ Eben darum rekonstruiert er in seinen Papiermodellen keine Gegenstände, sondern ‚Bilder‘. Wir sehen in diesen ‚Bildern von Bildern‘ dabei nicht einfach den ‚Anblick überhaupt‘ von etwas, sondern im Bild selbst das Bild seiner Schematisierung.

⁵⁹ Vgl. ausführlicher zum „schematischen“ Charakter von Demands Arbeiten: Thomas Khurana: *Process and Figure*, in: *Deutsche Börse Photography Prize 2011 Catalogue*: Thomas Demand / Roe Ethridge / Jim Goldberg / Elad Lassry, ed. by Stefanie Braun, London 2011.

⁶⁰ Hans Ulrich Obrist, *Thomas Demand – The Conversation Series*, Köln 2007, 21: „Du schaust einfach eine Sache an und siehst, während Du sie anschaust, wie sie dir vor deinen Augen um die Ohren fliegt.“

An diesem Punkt könnte nun eine weitergehende Untersuchung und Differenzierung dieser verschiedenen Strategien einsetzen, die die Schematizität unseres begrifflich strukturierten Anschauens und Operierens exponieren und uns ein Wissen um unser anschauliches Erkennen erschließen, das in einer Präsuppositionsanalyse der reinen Vernunft eher nicht zum Tragen kommt (ein Wissen um die Materialität, Sozialität und Medialität der Schematisierungsform unserer Bilder; die Komplexität und die Probleme von verschiedenen rhetorischen Strategien der Exposition dieser Schematizität). Man hätte im Zuge einer solchen Analyse auch danach zu fragen, welche Bedeutung solche Strategien, die hier mit Blick auf allgemeine Probleme des Dar- und Vorstellens behandelt wurden, für unterschiedliche Strömungen der Gegenwartskunst besitzen.⁶¹

Ich wollte mit dem vorliegenden Versuch, aber nur bis zu dem Punkt führen, an dem eine solche Untersuchung möglich wird: erstens nachzeichnen, wie man mit Kant und Heidegger unser Erkennen als schematisiert und mithin als Spannungsverhältnis von Verfahren und Figur, Abstraktion und Repräsentation deuten kann; zweitens aufweisen, das sich diese Spannungsverhältnisse in bildlichen Strategien der abstrahierenden Figuration selbst noch einmal im Bild exponieren lassen. Was dadurch jeweils vorgestellt und wovon dabei jeweils im Einzelnen abgesehen wird, das ist dadurch natürlich noch nicht erschöpfend bestimmt. Was es aber überhaupt heißen kann, dass etwas vorgestellt wird, gerade indem von etwas abgesehen wird, das ist vielleicht bereits deutlich geworden.

⁶¹ Es ist sicher deutlich geworden, das ich in zwischen den hier kurz gestreiften Werken eine gewisse Affinität mit Blick auf die in ihnen aufgeworfenen Probleme erkenne; es ist allerdings auch klar, dass die Werke diese Probleme auf durchaus unterschiedliche Weise stellen und bearbeiten und nicht selten als gegensätzlich betrachtet wurden.